



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders,Fritz: Der Parnassus in Neusiedel : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

rissenen Säume ihrer schlampigen Röcke hinflattern lassen. Ein hohler Wind hat sich aufgemacht, und naß weht die Luft. Eine Krähe quarrt heiser, mit angstvollem Pfiffe streichen Wanderdroffeln hin. Ich rauche und denke an den langen, weiten Weg. Und dann fällt mir ein sonniger Januartag ein und drei Kinder. Um die Mittagszeit war es, da kam ich aus dem Walde bei der großen Stadt und sah drei Kinder, Arbeiterkinder in dünnen, mißfarbuen Kleidchen, zwei Mädchen und ein Junge. Der Junge schwang etwas in der Hand und sang das Lied vom Tannenbaum und seinen treuen Blättern, und das eine Mädchlein hatte die Jacke des Jungen gefaßt und das andre ihrer Schwester Rockzipfel. Und alle drei gingen mit lachenden Gesichtern und leuchtenden Augen den staubigen Weg und sangen das Lied vom Tannenbaum.

Es war nach langer, trüber Zeit der erste sonnige Tag, und die Kinder taten recht, zu singen und zu jubeln. Sie wollten wohl, der Sonne zum Preise, ein Frühlingslied singen, aber sie wußten keins, und so machten sie das Weihnachtslied zum Lenzgesang. Und der Junge hätte wohl gern einen Tannenzweig geschwungen, doch da er keinen hatte, begnügte er sich mit einem Ende Stacheldraht, das am Wege lag. Und ich lächelte und dachte mir weiter nichts. Warum fällt mir gerade jetzt dieses kleine Erlebnis ein? Warum begreife ich heute erst die Lehre, die mir die drei Flachsöpfe gaben? Gerade in dieser Stunde, da mich die Jagd öde dünkt, da graue Gedanken über meine frohe Stimmung fegen, und eine hohle Sehnsucht in meiner Erinnerung seufzt? Und warum fällt mir heute mein Treugesell ein, der drei Jahre hier mit mir weidwerkte, und ohne den mir die Jagd ein sinnloses Morden scheint?

Der Stacheldraht in der Hand des Knaben lehrte es mich: nichts auf der Welt hat eignen Wert; die Illusion ist alles.

Ich will heimfahren morgen früh. Mit meinem Hunde begrub ich meine Weidmannslust.



Der Parnassus in Neustedel

Von Fritz Anders

(Fortsetzung)

9



Das erste Theaterjahr war vergangen. Es hatte nicht verschwiegen werden können, daß der Direktor in diesem Jahre ein gutes Geschäft gemacht hatte. Man sprach von zehntausend, zwanzigtausend und gar dreißigtausend Mark Gewinn. Es half nichts, daß der Direktor seine dramatischste Haltung annahm, von Blödsinn und phantastischen Zahlen redete, denn er konnte nicht leugnen, daß er verdient hatte, und das ist in den Augen der Leute ein schweres Unrecht. Es ist doch einmal so in der Welt, daß einer dem andern seinen Gewinn nicht gönnt, auch wenn er selbst gar keinen Nachteil davon hat, daß der andre verdient. Und so empfand es auch die Bürgerschaft von Neustedel als eine Übervorteilung, daß so ein Direktor angezogen kommt, ein Theater aufmacht und das Geld gewinnt, das die Bürgerschaft an die Kasse getragen hat. Hierzu kam die Gesellschaft zur Pflege usw., deren

Mitglieder Gift und Galle gegen den Direktor waren, und die es überall aussprachen, wenn man die künstlerische Leistung auf so tiefes Niveau herabschraube, wenn man so wenig biete, wenn man nicht einmal eine anständige Oper herausbringe, so sei es nicht zu verwundern, daß man darüber reich werde. Ob aber ein solcher Profitmacher wie der Direktor der rechte Mann dazu sei, das Theater in Neusiedel auf die ihm zukommende Höhe zu bringen, das sei doch sehr die Frage.

Der Kontrakt mit dem Direktor war so abgefaßt, daß das erste Jahr als Probejahr gelten sollte. Nach Verlauf dieses Jahres werde man, so war vorbehalten worden, die endgiltigen Bestimmungen treffen. Natürlich hatte niemand, weder der Direktor noch der Magistrat daran gedacht, etwas an dem vorläufigen Kontrakte zu ändern. Man hatte den Vorbehalt als eine Formalität betrachtet, über die man stillschweigend hinwegging. Da brachte jedoch der Stadtverordnete Schnatter eine Interpellation ein, die zu einer langen und erregten Diskussion führte, und durch die die ganze Lage geändert wurde. Schnatter fragte an, ob dem Magistrat bekannt sei, daß der Direktor Brandeis seinen Kontrakt dazu benutze, sich auf Kosten der Stadt zu bereichern, und was der Magistrat zu tun gedenke, der Verschleuderung städtischer Mittel entgegenzuwirken. In der Begründung seiner Interpellation rief er, von dem „Hört hört“ und der „Bewegung“ seiner Gefinnungsgenossen unterstützt, da sehe man es ja, wie mit den Stadtgeldern gewirtschaftet würde. Den Großen und Reichen sei kein Amüsement zu teuer, aber dem kleinen Manne, dem Handwerker, dem Arbeiter würden anstandslos drückende Steuern aufgeladen. Man ziehe ihnen das Geld aus der Tasche, um fremde Menschen, um Nichtstuer zu füttern, um parasitische Existenzen großzuziehn.

Das Wort: parasitische Existenzen machte tiefen Eindruck. Die Bürger erschrafen. Wenn sie auch bereit waren, für das Wohl der Stadt Opfer zu bringen, für parasitische Existenzen einzutreten, das wagten sie nicht, und am wenigsten für diesen Direktor, der in einem Jahre zehn- bis dreißigtausend Mark verdient haben sollte. Vergebens suchte der Bürgermeister der Versammlung klarzumachen, daß die Einnahme des ersten Jahres für die Dauer nicht maßgebend sein könne, daß der Theaterbesuch nachlassen werde, und daß man darauf bedacht sein müsse, einen solchen Mann wie den Direktor zu halten. Vergebens wies der Direktor nach, daß er für Neuanschaffung eine bedeutende Summe aufgewandt habe, vergeblich ermahnte Rektor Hesselbach im Tageblatte, daß man eine gute Sache durch falsche Sparsamkeit nicht stören dürfe. Es brüllte der See und wollte sein Opfer haben. In einer der nächsten Sitzungen setzte die Majorität der Stadtverordneten gegen das Votum des Magistrats durch, daß der Direktor zweitausend Mark mehr Pacht zahlen solle als bisher. Der Direktor mimte die Verzweiflung Talbots und brüllte: Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn. Darauf setzte er sich kaltblütig hin und kündigte seinen Kontrakt, worüber die Bürgerschaft einigermaßen verduzt war. Das hatte man nicht erwartet, vielmehr geglaubt, daß Handeln und Bieten das Geschäft mache. Schon fing man an, einander Vorwürfe zu machen, als die Mitglieder der Gesellschaft zu Pflege usw. erklärten: Ach was, eine Stadt wie Neusiedel kriegt allemal einen Theaterdirektor, und zwar einen bessern als Brandeis.

Ein solcher fand sich denn auch, wenn auch kein besserer. Es war ein kleiner fahllöppiger Herr, der mit seinem Künstlernamen Leo Walben und mit seinem bürgerlichen Namen Louis Fettkötter hieß. Man kann nicht sagen, daß sein Äußeres, sein schwammiges Fettschminkengesicht und seine rote Nase allzu vertrauenswürdig ausgesehen hätte, seine Worte klangen um so vertrauenswürdiger. Er wußte alles, er konnte alles, er war überall gewesen, er war jeder Situation gewachsen. Man hatte ihn kniefällig gebeten, seinen bisherigen Wirkungskreis nicht aufzugeben, aber

er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, Neusiedel zum Zeugen seiner Triumphe zu machen. Eigentlich gab es in der ganzen Welt keinen Menschen, der neben ihm überhaupt in Frage kommen konnte. Übrigens bewilligte er alles. Die Erhöhung der Pacht um zweitausend Mark — Kleinigkeit, die Verpflichtung, im Laufe der Spielzeit vier Abende das Theater der Gesellschaft usw. zu Musteraufführungen zur Verfügung zu stellen — ja wohl! natürlich! Warum denn nicht? Das Versprechen, für Oper und klassisches Schauspiel zu sorgen — selbstverständlich! Natürlich. Und so wurde Leo Walden, alias Louis Fetzöter, Direktor, und die Gesellschaft usw., die die Sache gemacht hatte, triumphierte.

10

Der Dom in Neusiedel ist als ein Meisterwerk reifster Gotik weithin berühmt. Namentlich sind die Statuen, die die Säulen des Chorraums schmücken, in jedem kunstgeschichtlichen Buche in Abbildung vorhanden. Der Dombdiener Herr August Lemme war der Inhaber dieser und der andern Herrlichkeiten, die der Dom barg, und er ließ sich bereitfinden, sie gegen fünfundsiebzig Pfennige die Person (in Gruppen billiger) zu zeigen und zu erklären. Herr August Lemme kleidete sich, seinem kirchlichen Amte entsprechend, schwarz in schwarz, trug ein schwarzes Käppchen und hatte wäßrige Augen und eine noch viel röttere Nase als der Direktor Leo Walden, was wohl mit einer Flasche zusammenhing, die in seiner langen Rocktasche baumelte. Herr August Lemme beherrschte das geschichtliche und künstlerische Material, das zur Erklärung seiner Domschätze diente, durchaus. Er war eine Autorität, er duldete neben seiner Meinung weder Zweifel noch Einwendung, wenigstens so lange nicht, als der Herr Dombibliothekar nicht anwesend war. Andernfalls gestand er zu, daß der Herr Dombibliothekar auch ein hervorragender Gelehrter sei, und daß er zuletzt allemal dem zustimme, was er, der Dombdiener, herausgefunden habe. Und das gehöre sich auch so, denn zwischen Gelehrten dürfe es keine Eifersucht geben.

Als dieser Dombdiener, Herr August Lemme, eines Tages wieder einmal seinen Vortrag gehalten und von jedermannlich seine fünfundsiebzig Pfennige (in Gruppen billiger) empfangen hatte, traf er vom Portal zurückkehrend im Chor einen Herrn, der mit großem Eifer und in bedeutungsvoller Haltung die Bildwerke an den Säulen betrachtete. Er war nicht gerade elegant gekleidet und trug nicht ganz tadellose Papierwäsche und einen Havelock, der Sommer- und Winterdienst zu verrichten schien. Herr August Lemme schlängelte sich heran, lüftete sein Käppchen und machte eine respektvolle Verbeugung. Der andre erwiderte das Kompliment und entnahm seiner Brieftasche einen Zettel, auf dem geschrieben stand, Eugen Lappensneider, freier Künstler.

Domkastellan August Lemme, sagte der andre, sich abermals verbeugend.

Ich bin gekommen, erwiderte der freie Künstler Eugen Lappensneider, indem er nachdenklich den Finger unter die Nase legte, diese Kathedrale zu besichtigen. In der Absicht nämlich, in einer erstklassigen Zeitung Deutschlands darüber ein Referat zu geben. Eine geschichtliche Studie, ein Stimmungsbild. Diese weiblichen Figuren, diese — eh — er machte eine summarische Bewegung — sind in der Tat höchst interessant.

Sie haben recht, mein Herr, sagte der Domkastellan, höchst interessant. Es gibt ühresgleichen weder in Europa noch in den umliegenden Ländern. Bildwerke wie diese gibt es in keiner Kirche Deutschlands. Höchstens dürfte man sie in alten Pergamentern finden. Sie sehn nämlich vor sich die sieben oder neun oder dreizehn Sibyllen.

Sibyllen — ja in der Tat, höchst interessant. Die Sibyllen waren ja doch —

Die Sübullen waren, mein Herr, die Prophetinnen der Türken und Artychen. Diese Sübülle, vor der wir stehen, ist die wichtigste von ihnen, Sübulla persica Linné. Sie heißt Sambethe und ist die Schwiegertochter Noahs. In der Hand hält sie, wie Sie sehn, die Laterne des Diogenes.

Eugen Lappensnider zog seine Briestafche heraus.

Und diese zweite Sübülle, fuhr der Erklärer fort, ist die delphische Sübülle, weshalb sie auch Daphne heißt. Sie war die Geliebte Apollo's und sagte den Untergang Jerusalems voraus.

Verzeihung, Sie meinen Trojas, meinte Eugen Lappensnider, um auch etwas zu sagen. Aber der Domkastellanus wies die Einwendung mit überlegener Handbewegung zurück. Nein, Jerusalems, erklärte er, Troja ist überhaupt nicht untergegangen, sondern nur zerstört worden.

Und so weiter. Der Herr Domkastellanus erklärte alle dreizehn Sibyllen mit Gründlichkeit und Sachkenntnis, und der freie Künstler nannte den Gegenstand äußerst interessant und schrieb eifrig in seine Briestafche.

Dieses also, mein Herr, so schloß Herr August Lemme, sind die dreizehn Sübullen unsers Domes. Man hat behauptet, daß sie früher bemalt gewesen seien, und hat sie wieder in Farbe setzen wollen. Aber ich habe dem widersprechen müssen. Die Farbe ist der sinnliche Ausdruck des Verschiednen. Sie ist in der natürlichen Natur nicht zu entbehren, aber in der Domarchitektur wirkt sie divergierend. Man hat mir recht gegeben. Sie sehn, man hat nur ihre Gesichter in Farbe gesetzt, um die naturwissenschaftliche Bedeutung der Sübullen zu markieren.

Hierauf schloß der Herr Domkastellanus eine Pforte auf, die in die Dombibliothek führte. Man trat ein, und Herr Eugen Lappensnider sah an dem vergitterten Fenster einen alten, weißhaarigen Herrn hinter seinen Folianten sitzen und schreiben.

Der Herr Dombibliothekar Doktor Mückeberg, der Verfasser des wissenschaftlichen Katalogs unsers Domschazes, flüsterte der Dombdiener hinter der vorgehaltenen Hand, bereit, wieder in der Pforte zu verschwinden, aus der er gekommen war. Aber Herr Eugen Lappensnider ließ seinen Führer stehn und wandte sich mit der Unbefangtheit, die den freien Künstler ziert, der größern Sonne zu. Er verbeugte sich tief und sagte mit einer von Bewegung zitternder Stimme: Euer Hochwürden, es ist schon lange mein sehnlicher Wunsch gewesen, den gelehrten und geistreichen Verfasser des wissenschaftlichen Katalogs unsers Domschazes von Angesicht zu Angesicht zu sehn und demselben meine Hochachtung zu bezeugen. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, Eugen Lappensnider, Verfasser einer Reihe von Aufsehn erregenden Aufsätzen und Werken.

Der Herr Dombibliothekar sah etwas unsicher über die runden Gläser seiner Brille hinweg und wußte offenbar nicht, was er mit dieser Anrede anfangen sollte. Aber der freie Künstler ließ sich unbefangen in einem der großen, lederbezogenen Kirchenstühle nieder und fuhr fort: Vom Hauche der Vergangenheit angeweht, fühlt sich der Mensch über das Kleine des Lebens emporgehoben, er fühlt sich bereichert, er fühlt sich veredelt. Wie beneide ich Sie, hochwürdiger Herr, in solcher Umgebung und unter solchen Zeugen der Vergangenheit weilen, streben und arbeiten zu dürfen.

Ein anderer, welterfahrenerer Mann würde bei dieser Anrede vermutet haben: Jetzt wird er mich gleich anpumpen, und würde den Kerl schleunig an die freie Luft befördert haben, der Herr Dombibliothekar jedoch wußte unter den Urkunden der Hohenstauffischen Zeit besser Bescheid als unter den Verhältnissen der Gegenwart. Er war ein alter Herr und Privatgelehrter, der Zeit seines Lebens wenig über seine Studierstube hinausgekommen war und von der Falschheit dieser unvollkommenen Welt nur eine sehr allgemeine Vorstellung hatte. Er wußte sich auch hier gegen die

Berechsamkeit Eugen Lappensniders nicht zu helfen und hörte dies und noch andres, was jener vorbrachte, mit Geduld und Ergebung an.

Und diese Sibyllen, fuhr Lappensnider fort, diese Sibyllen, sie haben mich auf das äußerste interessiert. Sibyllen wie die Neustedler sind mir noch nirgend begegnet. Sie dürften überhaupt nicht zu finden sein — höchstens in alten Pergamenten. Besonders diese erste Sibylle — er warf einen Blick in sein Notizbuch — die persische Sibylle Sambethe mit der Laterne des Diogenes. Wie erklären Sie diese Laterne?

Natürlich nicht als Laterne des Diogenes, erwiderte der alte Herr lächelnd, sondern als das Symbol des Lichtes, der göttlichen Erleuchtung, die die Sibyllen, obwohl Heidinnen, vom Heiligen Geist empfangen und durch ihre Weissagung weiter tragen. — Folgte eine lange, gelehrte Auseinandersetzung, der Eugen Lappensnider mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, worauf er die Frage bescheidenlich zur Erörterung stellte, ob figürliches Schmuckwerk in Kirchen in Farbe gesetzt werden dürfe, was nach seiner unmaßgeblichen Meinung darum verneint werden müsse, weil weltliche und kirchliche Kunst differiere. Das war nun nicht gerade das richtige, aber der alte Herr fing Feuer und legte seine Grundsätze über den Gebrauch der Polychromie dar, was wiederum zu andern archäologischen Problemen führte, und was zur Folge hatte, daß es Mittag wurde, ehe die Diskussion zu Ende kam. Sie war auch noch nicht abgeschlossen, als beide Herren die Bibliothek verlassen hatten, sie wurde fortgesetzt, während Eugen Lappensnider den alten Herrn nach Hause geleitete, und sie belebte sich immer von neuem, so oft der alte Herr sich seiner Tür zuwandte. Da aber das Ende gar nicht kommen wollte, nahm der Herr Dombibliothekar den freien Künstler zum Entsetzen seiner Haushälterin zum Essen mit hinauf, was der freie Künstler hochgeehrt und mit aller Bescheidenheit annahm. Und als er spät am Nachmittag Abschied nahm, geschah es mit der Bitte, bald wiederkommen zu dürfen.

Währenddessen hatte der Dombdiener am Domportal gelauert, um den fremden Herrn abzufangen und seine fünfundsiebzig Pfennige entgegenzunehmen. Als er sich betrogen sah, nahm er entrüstet aus der bewußten Flasche einen tiefen Schluck und schraubte sein Urtheil über reisende Gelehrte um einige Striche herab.

Der Herr Dombibliothekar aber sollte erfahren, daß er sich an dem Tage, an dem er Lappensnider den Schatz seines Wissens und die Tür seines Hauses aufgetan hatte, eine Kette geschmiedet hatte, von der sich zu befreien schwer war. Er wurde den Menschen nicht wieder los. Er kam immer wieder, und das meist um die Mittagszeit. Und bald traten aus dem Schwall seiner Rede folgende Grundgedanken hervor: Neustedel sei für einen freien Künstler, Schriftsteller und werdenden Gelehrten der gewiesne Ort. Er biete Anregung, er belebe durch seine schöne Umgebung die Phantasie, er erweitere durch seine Vergangenheit den Blick. Wenn er, Lappensnider, nur beim Tageblatt ankommen könnte oder wenigstens beim Kreis-Korrespondenten — als Mitarbeiter oder sonstwie! Ob nicht der Herr Doktor Mückeberg etwas für ihn tun könne.

Dem Herrn Dombibliothekar war die Bitte unlieb. Aber er mußte in den säuern Apfel beißen, um seinen Dämonen loszuwerden. Auch hatte er die dunkle Empfindung, daß er verpflichtet sei, etwas für die freie Kunst und die freien Künstler zu tun. Und so begab er sich seufzend und mit der Befürchtung eines Mißerfolgs zu dem Besitzer des Tageblattes und trug seine Bitte vor.

Der Besitzer schrieb ob der Zumutung, die ihm gemacht wurde, ordentlich auf. Er kenne diese freien Künstler wohl. Es seien Wanzen, die man nicht wieder loswerde, wenn man sie im Hause habe. (Das weiß Gott, sagte Doktor Mückeberg seufzend zu sich selber.) Es falle ihm nicht ein, diesen Lappensnider zu engagieren. Er habe keinen Bedarf, und der Mensch möchte sich selbstwegen zum Teufel scheren.

Der Herr Dombibliothekar fühlte es mit Herzbeben, daß er gegen Geschäftsformen dieser Art nicht aufkommen könnte, und beschloß bei seinem Gange zum Kreisrespondenten den Bittsteller selbst mitzunehmen. Der Verleger, Besitzer und Drucker des Kreisrespondenten hatte gerade seinen literarischen Mitarbeiter entlassen, weil dieser sich hatte einfallen lassen, für die Arbeit, die er in der Druckerei tat, besonders honoriert werden zu wollen. Der Chef brauchte also gerade eine neue Kraft für das Nichtpolitische, Lokale, für Theater, Musik, Verbrechen und Anfälle, sowie für Hilfeleistungen in der Druckerei. Eugen Lappensnider war bereit, diese Arbeiten zu übernehmen, obwohl er eigentlich in Roman und Leitartikel arbeitete.

Ob er musikalisch sei?

Musika — ? Natürlich. Er besitze tiefe Kenntnisse im Kontrapunkt und sei auch im Oratorium zu Hause wie kaum ein zweiter.

Darum handle sich nicht, erwiderte der Besitzer, sondern darum, unter „Kunst und Wissenschaft“ über die Krebschen Mittwochskonzerte und über das Theater, auch die Oper, zu berichten. Ob er das könne?

Selbstverständlich, so gut wie kaum ein zweiter.

Ob er den Satz umbrechen und die Formen zusammenstellen könne?

Natürlich. Er habe seit seiner Jugend nichts lieber getan, als Formen zusammenzustellen.

Der Gehalt war erbärmlich. Es war aber kein Groschen weiter herauszupressen, als den der Besitzer des Kreisrespondenten bot. Der Doktor Mückeberg empfand es schmerzlich, daß einem Manne wie seinem Schützling ein solches Gebot gemacht werden durfte, und schickte sich an zu gehen. Aber Eugen Lappensnider hielt ihn zurück und sagte mit sardonischem Lächeln: Ein freier Künstler, Hochwürden, muß über die Misere des Einkommens hinwegsehen. Und schließlich, auch das geringste Einkommen ist besser als gar keins. Ach, mein Herr, es ist schwer, heutzutage anzukommen und durchzukommen. Mit Büchern ist nichts zu machen. Die Verleger sind Esel. Und überdem ist alles in festen Händen. Die Wissenschaft, die Kunst, die Literatur, alles ist in festen Händen und bildet einen geschlossenen Ring gegen die freie Kunst und den freien Künstler. Es ist mein Stolz, unbeeinflusst und unparteiisch die Ideale hochzuhalten und zu verteidigen, und wenn ich auch dabei hungern muß.

Und so schlug denn der freie Künstler hochherzig seine Hand in die des Besitzers, Verlegers und Druckers des Kreisrespondenten, und Doktor Mückeberg begab sich um ein erhebliches erleichtert zu seiner Arbeitsstätte in der Dombibliothek zurück.

Und Neufiedel hatte eine neue künstlerische Kraft gewonnen, einen Mann, der durch die Weite des Blicks, durch die Tiefe der Erkenntnis, die Klarheit des philosophischen Denkens und die Unbestechlichkeit des Urteils berufen war, das Kunstleben Neufiedels und ganz besonders die Leistungen des dortigen Theaters auf die dieser Stadt würdige Höhe zu heben. Der Kreisrespondent nahm unter dem Striche — denn über dem Striche herrschte die Schere des Verlegers absolut — eine „ungeahnte“ Würde, einen hohen dichterischen Schwung an. Er redete nur noch per „wir“. Er stand auf hoher Warte und bewertete die Dinge dieser Welt mit unbestechlicher Objektivität und tiefem Sachverständnis. Er durchschaute den Trug der Unehrllichen, die ihre minderwertigen Produkte als lauterer Gold ausriefen, er sah vor allem mit tiefer Verachtung auf die lobenden Kritiken des Kunstreferenten im Tageblatte herab. Dadurch, daß man Leistungen, die es nicht verdienen, lobe, hebe man die Kunst nicht, man setze sie herab, man entwürdigte sie. Es sei ein wahres Wunder, daß das Publikum durch die unablässige

Vohhudelet nicht angeekelt werde. Das Publikum sei doch keine Schar von Fliegen, die man mit Zucker in die Falle locken dürfe. Das Publikum wolle die Wahrheit, die ganze, volle Wahrheit. Es habe das Recht, die höchsten Leistungen zu fordern und den strengsten Maßstab anzulegen. Nicht darin liege die Förderung der Kunst, daß man den Künstler durch Lob einschläfre, sondern darin, daß man ihn durch Tadel aufpfeitsche.

11

Denselben Ton stimmte auch die Gesellschaft zur Förderung usw. an. Frau von Seidelbast ging zwar niemals in das Theater, aber sie ließ sich von ihren Getreuen berichten, daß mit dem neuen Direktor noch weniger los sei als mit dem alten, daß die Stücke, die man aufführe, keinen Schuß Pulver wert seien, und daß die Schauspieler nicht besser seien als die Stücke. Man hatte nicht ganz unrecht. Der Direktor hatte, um die zweitausend Mark zu decken, die er mehr Pacht zu zahlen hatte, die Gagen der Schauspieler herabgesetzt, was man deren Leistungen anmerkte. Er griff auf Benedix und andre alte Sachen zurück, für die kein Spielhonorar zu zahlen war, er sparte, wo er konnte, er entzog dem Publikum die Vergünstigungen, die sein Vorgänger gewährt hatte.

Frau von Seidelbast hörte dies mit Befriedigung. Denn sie entnahm aus den Berichten die erneute Aufforderung, nun ihrerseits mit wahrer Kunst auf dem Kampflage zu erscheinen. Die Gesellschaft usw. stimmte ihrem Rufe zu den Waffen mit mehr oder weniger Begeisterung zu, und bald stand in den Zeitungen die Nachricht, man werde in Neusiedel Unerhörtes erleben. Es sei im Werke, da man ein erstklassiges Theater und eine erstklassige Oper nicht haben könne, wenigstens „Bayreuther Tage“ einzurichten. Man werde mit Bayreuther Kräften und in enger Anlehnung an das Bayreuther Vorbild Stücke aus der Nibelungentrilogie aufführen und auch nicht vor den höchsten Aufgaben zurückschrecken. Man erwarte, daß das Publikum das Unternehmen unterstützen werde. Und danach ging die Gesellschaft usw. unbedenklich daran, die Künstler für die Musteraufführung auszusuchen. Ach, man mußte viele vergebliche Briefe schreiben und die Erfahrung machen, daß erste Kräfte ganz unbeschreiblich teuer seien. Man mußte sich bescheiden und auf Bayreuther Größen verzichten. Nur auf einen vermochte Frau von Seidelbast nicht zu verzichten, auf Alfred Kohrschach, den sie als Siegfried in Bayreuth gesehen hatte — hinreißend, einfach göttlich! Dieser durfte auf keinen Fall fehlen, wenn man sich anschickte, Neusiedel in den Kreis der Kunststädte einzuführen.

Durch welche künstlerische Großtat sollte nun diese Einführung geschehen? Man hatte ausschweifende Pläne. Man dachte an die Meisterfinger und die Götterdämmerung. Aber alle diese Pläne scheiterten an der Geldfrage. Frau von Seidelbast war außer sich und beschwor den Geist Wagners, damit er auch diese pekuniären Nöte überwinde. Aber der Geist Wagners ließ sich nicht spüren. Es blieb also Frau von Seidelbast nichts übrig, als sich wieder zu fassen und sich für Siegfried zu entscheiden, weil dies Drama die geringste Zahl von Personen forderte, und weil man sich mit der Hoffnung trug, den Fasner, das Pappungetüm, von einer benachbarten Bühne geborgt zu erhalten.

Nun das Orchester. Woher ein der Aufgabe entsprechendes Orchester erhalten? Diese Frage führte zu einer lebhaften, wenn auch nicht öffentlichen Erörterung. Jedermann nahm teil für oder gegen das städtische Orchester. Natürlich blieben diese Erörterungen dem Meister Krebs nicht verborgen, und dieser, da er optimistischen Gemüts war, faßte eine große Hoffnung. Da er ferner ein guter Chemann war, außer wenn er die Geduld verlor und mit seinem Hauschuh warf, so teilte er seine Hoffnung seiner lieben Frau mit. Die liebe Frau antwortete mit ihren herbsten Tönen: Eduard, du bist ein Schafkopf.

Wieso? erwiderte der Direktor nicht ungekränkt.

Denkst du denn, daß sie dir die Sache auf dem Präsentierbrette bringen werden? Gleich gehst du hin zu der Seidelbaßen und sagst: Soundsjo, und sie müsse dir schriftlich geben, daß sie das Stadtorchester nehmen wollte. Aber das bitte ich mir aus, daß du vorher nicht ins Wirtshaus gehst. Und mit dem Posten als Konzertmeister läßt du dich nicht abspesen. Du dirigierst selber, das bitte ich mir aus.

Eduard Krebs hatte sich bisher nur in einem Gedankenspiele erfreulicher Möglichkeiten bewegt, nun war er vor die Entscheidung gestellt. Und dies durch seine Frau, die keinen Spaß verstand. Und zu Frau von Seidelbaß sollte er gehn. Und den Siegfried sollte er dirigieren. Eduard Krebs litt nicht an übergroßer Bescheidenheit, aber hier tauchte doch der Zweifel in ihm auf, ob er auch leisten könne, was er unternahm. Er hatte noch nie eine Oper dirigiert, und er erinnerte sich mit Schaudern, welche Mühe es gemacht hatte, seinem Orchester die Tannhäuserouvertüre einzupauken. Es wäre ihm unter diesen Umständen nicht unlieb gewesen, als Dirigent abgelehnt zu werden.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 31. Januar 1909

(Die Konservativen und die Reichspolitik. Finanzreform und Blockpolitik. Wahlrechtsdebatte im preussischen Abgeordnetenhaus. Straßendemonstrationen. Sozialpolitisches aus dem Reichstage. Die Lage im Orient.)

Die Beunruhigung, die durch die Stellungnahme der Agrarier und Konservativen zu der Rede des Fürsten Bülow im Abgeordnetenhaus hervorgerufen worden ist, kann auch heute noch nicht ganz als beseitigt gelten, obwohl man schon auf allen Seiten angefangen hat, darüber ruhiger zu denken. Unser nervöses, durch die Tagespresse beeinflusstes Zeitalter reagiert ja in der Regel sehr schnell auf alle möglichen Eindrücke, die sich einigermaßen sensationell deuten lassen, und es bedarf immer erst einiger Zeit, ehe diese Eindrücke auf ihren wahren Wert zurückgeführt werden. Von konservativer Seite war die Rede des preussischen Ministerpräsidenten im Abgeordnetenhaus durch Herrn von Arnim-Zuseedom beantwortet worden. Diese Antwort bekundete zwar, daß die Konservativen in vielen Punkten ihre Sprödigkeit gegenüber den Wünschen der Regierung bewahrten, aber andersseits deutete in ihr auch nichts darauf hin, daß die Partei die bisherige Politik verlassen, den Block sprengen oder gar dem Reichskanzler eine Absage erteilen wollte. Inzwischen aber kam das agrarisch-konservative Echo der Kanzlerrede aus dem Lande. Das Auftreten des Herrn von Oldenburg in der Versammlung der westpreussischen Konservativen, das Interview des Herrn von Treuenfels in einem französischen Blatte, verschiedene Beschlüsse von Landwirtschaftskammern und andern agrarisch gesinnten Körperschaften, dazu der erregte Chor der Preßstimmen — das alles war geeignet, Aufsehen zu erregen, und die Phantasie der Gegner gab diesen Erscheinungen eine noch über die nahelegenden Eindrücke hinausgehende Bedeutung.

So war man geneigt, eine rednerische Leistung aus dem Abgeordnetenhaus, die zu Anfang der jetzt verfloßenen Woche vor sich ging, sehr stark zu überschätzen